

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	23 (1933)
Heft:	21
Artikel:	Die neuesten Werke des Diakonissenhauses in Bern
Autor:	H.B.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-641823

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Stürler-Spital des Diakonissenhauses Bern an der Altenbergstrasse.

Und siß wott ig ech no myn Bärgli zeigen und myni wunderschöne Tulipa. Seit er o scho so unbefryblech schöni Farbe ggeh? Ischs nid e Bracht, so viel Bluemewunder, links und rächts vom Wäg, die ganzi Längi vom große Garte? — Und dert, das große, runde Beet mit gfüllte Tulpen ussen um und inne drinn die höche, wo so lang tue blüeje.

Siß hömet lueget no, da usem Bärgli hei d' Edelwys-Schüdeli ganz großi, didi, wyhi Chnöpf parat; d'Aurikeli hei o i allne Farbe blüejt; Bärgflox, Schteibräherli, Aurbretie und no viel anderi hei hie scho fruech die allerschönste, farbige Wolschter härezauberet zwüsche die große, wyze Schteinen yne. Siß blüeje scho die roserote Friesli und die blaue Gloggeblümli. E bunti Schar vo Alelei tue luschtig ihri Spitzerödli schwingen i der laue Mailuft; si möchte gwüß gärn tanze; d'Heuchera schüttlen ihri purpurrote Chöpfli und Zwärgiris drüst syni heiterblauen Neugli zue ob all däm Trnbe. Da schteit es Rüppeli vo wyze Gottehemmeli und mahnet mi a hübschi Grindelwaldnermeitschi i der Gottetracht, wenn si so zämeschtanden am ne Sunntigaben und enander ihri Gheimnis tue verrate. Und grad dernäbe tue vo de lezte Frauehärzli Träne falle.

Bald hätt i no vergässe, zwüsche de Birrebäum und der Räblauben ech die viele himmelblaue Flodeblueme z'zeige. Ischs nid, als wär es Schtück vom blaue Himmel hie im Garten und drinne, grad wie d'Schtärn am Himmel, Dorianicum, goldfarbig, voller Glanz und Schimmer.

So chunt ei Blueme nach der andere, e ganze Fruehlig, Summer, Herbst — lang; nie isch my Garten ohni Bluescht, bis daß es chunt cho gfrüuren und cho schneie. De schtärbe myni Bluemen und us em Garte wird es Grab. Aber mir wüsse ja, isch nach em Tod nid alles aus und Ame — es chunt en Uffahrt, o nam schtrübschte Winter; hüt hei mers wieder gleh und drum wei mer üs freue!

Frieda Brunner.

Die neuesten Werke des Diakonissenhauses in Bern.

An der Altenbergstrasse, direkt unter dem Salem-Spital, liegt ein schönes Landhaus, genannt das „Stürler-Gut“. Diese Besitzung wurde 1895 von Herrn Dändliker für das Diakonissenhaus erworben und ist nun zu einem Spital eingerichtet worden. Es sollen hier zwölf wenig bettlafte Patienten Aufnahme finden unter der Pflege tüchtiger Schwestern und zwar in Räumen, die aufs Modernste für einen Spitalbetrieb ausgestattet sind. Zugleich soll das Spital als Vorschule für die Schülerinnen des Diakonissenhauses dienen unter der Führung der Herren Aerzte Dr. Lütschg und Dr. Hohl.

Bei Anlaß der Einweihung des neuen Spitals am 10. Mai letzthin wurden die anwesenden Gäste durch Ansprachen und Führungen des Herrn Pfarrer A. Tren, des Rektors des Diakonissenhauses, und der Herren Dr. Dumont und Dr. Lütschg mit den Aufgaben und Arbeiten des Diakonissenhauses im allgemeinen und mit der Schule der Schwestern im besondern bekannt gemacht.

Das Berner Diakonissenhaus hat sich in den letzten 15 Jahren gewaltig entwickelt. Die Zahl der Schwestern ist um mehr als das Doppelte, auf über 950, angewachsen. Mehr als 500 Diakonissen arbeiten im Kanton Bern: im Inselspital, im Burgerspital, im Ziegler-Spital, in 14 Bezirks-Spitäler, in sieben Gottesgnad-Spählen und in 8 eigenen Betrieben. Berner Schwestern wirken ferner in Spitäler und Anstalten von 19 weiteren Kantonen. So in Genf allein ihrer 74. Vom Mutterhaus in Bern aus werden auch die beiden Tochterhäuser in Ems und Köln in Deutschland geleitet.

Um die Entwicklung des schweizerischen, vorab des bernischen Spitalwesens haben sich die Berner Schwestern große Verdienste erworben durch treue und sachkundige Arbeit. Im Jahre 1932 wurden von den Schwestern des Berner Diakonissenhauses an 1,388,001 Tagen 33,916 Kranke versorgt.

Die dem Berner Mutterhaus angeschlossenen Schwestern stellen in ihrer Gesamtheit eine große soziale Gemeinschaft dar. Alle Glieder dienen ohne persönlichen Lohn dem gemeinsamen Werk, werden dafür aber vom Mutterhaus aus mit allem Nötigen für die gesunden und kranken Tage versorgt. In Ferienheimen im Emmental und am Thunersee, auf Schloß Wildegg im Aargau und anderswo können sich die müdgearbeiteten Schwestern erholen, und im „Wartheim“, in der „Favorite“ und „Sarepta“ in Bern werden die alten und schwachen ausgepflegt.

Der Ausbildung der Schwestern für die Krankenpflege und für die übrigen Zweige der Diakonie schenkt die Leitung der Anstalt große Aufmerksamkeit. Nach dem sechsmonalichen Vorkurs im Stürler-Spital machen die fünfzig Diakonissen einen einjährigen Krankenpflegekurs durch. In zwei Kursen, der eine im Frühling, der andere im Herbst beginnend, werden alljährlich je 20—25 Schülerinnen theoretisch und praktisch zu tüchtigen Krankenpflegerinnen ausgebildet. Außer der beruflichen medizinischen Ausbildung erhalten die Schülerinnen in diesem Lehrjahr auch Unter-

richt in allgemein bildenden Fächern wie Religion, Fremdsprachen, Gesang, Musik und dergleichen. Für Schwestern, die später im Haushalt oder in der Nähstube Verwendung finden sollen, werden spezielle Stunden in diesen Fächern eingeschaltet.

Der wissenschaftliche Unterricht wird durch 8 Fachärzte erteilt. Es steht diesem ein reiches Anschauungsmaterial zur Verfügung. Der Unterricht in der praktischen Krankenpflege liegt in den Händen von zwei bewährten Oberschwestern und einer Masseuse. Ergänzend treten dazu die Demonstrationen und Übungen am Krankenbett. Den Abschluß der Lehrzeit bilden eine theoretische und eine praktische Prüfung nach den Richtlinien des sogenannten Bundesexamens des Schweiz. Krankenpflegebundes.

Noch ist aber die junge Schwester nicht fertig ausgebildet. Sie hat nun noch eine praktische Ausbildungszeit in den verschiedenen Krankenhäusern der Schweiz und des Auslandes vor sich, wo sie unter Leitung von erfahrenem Personal sich in die Krankenpflege einarbeitet, bis sie zur selbständigen Führung ihres Berufes befähigt ist. In Fällen besonderer Eignung werden einige der Schwestern noch für spezielle Verwendung ausgebildet, so etwa als Röntgen- oder als Laboratoriumschwestern oder gar als Hebammen (kantonales Frauenspital in Bern). Die Einsegnung der jungen Schwestern geschieht erst fünf Jahre nach ihrem Eintritt ins Diakonissenhaus. Die Ausbildungszeit ist zugleich eine Bewährungszeit in seelisch-geistiger Hinsicht.

Ein wichtiges Glied in der Kette der Institutionen, die das Berner Diakonissenwerk umfaßt, ist das Spital Salem. Dieses will allen Klassen von Patienten dienen. Für Unbemittelte hat das Haus einen „Freibettensfonds“ zur Verfügung, der jährlich mit Beträgen von 14,000 bis 20,000 Franken gespiesen wird.

Durch den Neubau von 1928/29 ist die Salem-Klinik in die Lage versetzt, auch Erstklasspatienten mit weitgehenden Ansprüchen zu pflegen. Der Neubau ist nach den Plänen und unter Leitung von Herrn Architekt Max Beerleiter ausgeführt worden. Er ist mit dem Optimum an Komfort ausgestattet, den der moderne Spitalbau heute aufweist.

Mit Stolz weist die Leitung des Werkes auf die Tatsache hin, daß das Berner Diakonissenhaus als einziges Diakonissenhaus bis heute ohne öffentliche Unterstützung ausgekommen ist. Sie erwartet aber auch, daß man die Dienste, die die 950 Schwestern mit ihrer treuen und selbstlosen Arbeit der Allgemeinheit leisten, behördlicherseits richtig würdigt und nicht, wie das gelegentlich geschehen ist, durch Gleichsetzung mit irgend einer Erwerbsanstalt vergilt.

*

Es traf sich, daß die Leitung des Diakonissenhauses einige Tage nach der Übergabe des Stürler-Spitales an die Öffentlichkeit, d. h. Sonntag den 14. Mai, ein neues Werk des Berner Mutterhauses, die Kinderheimstätte Eichberg bei Uetendorf, feierlich eröffnen konnte. Der Anlaß wurde dank einer gästfreien und geschickten Regie, zu der Sankt Peter seine freundliche Zustimmung gab, ein richtiges Volksfest. Zu Hunderten strömten die Schwestern von Bern und Thun her mit den vielen Freunden des Diakonissenhauses zu dem auf ausichtsreicher Höhe über dem Dorfe Uetendorf gelegenen altvornehmen Patriziersitz hinauf. Hier durchwanderten sie zunächst die Räume des Herrschaftshauses, die nun für die Bedürfnisse einer Kinderpflege- und Erziehungsanstalt auf das Freundlichste und Wärmste eingerichtet sind. Dutzende von Kinderwagen und Kinderbettchen, mitsamt einer reichen Ausstattung von liebevollen Händen dem Hause gespendet, wartend auf kleine und größere Pfleglinge, eltern- oder mutterlose Kinder, denen nun die Schwestern ihre mütterliche Liebe zuwenden wollen. Draußen im Park und Garten, unter



Das Kinderheim Eichberg bei Uetendorf des Diakonissenhauses Bern.

vorsorglich aufgerichtetem Zeltdach vernahmen dann die Gäste aus dem Munde des unermüdlichen Leiters des Diakonissenhauses, wie das Werk zustande gekommen und welchem Zwecke es dienen soll.

Es war ein langgehegter Wunsch vieler Schwestern, Gelegenheit zur Pflege und Erziehung kleiner Kinder innerhalb des Werkes zu finden. Dieser Wunsch konnte erfüllt werden, als mit Hilfe von guten Freunden des Berner Hauses der Eichberg läufig erworben werden konnte. Dieses Patriziergut war während Jahrhunderten der Sitz der Familie von Fischer. Das heutige Herrschaftshaus wurde 1790 nach in Paris angefertigten Plänen erbaut. Es war 1832 der Ausgangspunkt der konservativen Bewegung gegen die neue Regenerationsregierung. Der damalige Besitzer des Gutes, Karl Ferdinand v. Fischer (1796–1865), gewesener holländischer Offizier und Grossrat seit 1825, begab sich ins Ausland und kehrte erst 1848 zurück. 1850 wurde er wieder zum Grossrat gewählt. Der letzte Besitzer aus der Familie von Fischer starb als Junggeselle. Das Gut ging 1923 in andere Hände über. Das heutige Kinderheim Eichberg umfaßt bloß die nächste Umgebung des Herrschaftshauses, den Garten und den Park, mit ca. 8000 Quadratmeter Fläche; der Bauernbetrieb ist davon losgelöst.

Die 22 Räume des Hauses bieten Platz für 35 Kinder im vorschulpflichtigen Alter. Sechs sollen ganz ohne Entgelt auferzogen werden, für die andern ist ein Kostgeld von 50 Rappen bis ein Franken im Tag vorgesehen.

Das Haus wird von einer Oberschwester geführt, der eine Haushaltungs-, eine Garten-, ein Säuglingsschwester und zwei als Kindergartenrinnen ausgebildete Schwestern zur Seite stehen.

Mit diesem neuen Arbeitsgebiet erhält die Berner Schwesternschaft für ihre Lebensaufgabe, die so ganz auf Liebe aufgebaut ist, die wertvolle Ergänzung nach der mütterlichen und erzieherischen Seite hin. Diaconie heißt eben Dienen und Helfen auf allen Lebensgebieten. Hier ist es der Dienst am armen und hilfbedürftigen Kinde, dem sich nun eine Anzahl Schwestern aus eigenem Antriebe weihen wollen. Herr Rektor Frey gab ihnen in seiner herzlichen, von freudiger Zuversicht getragenen Ansprache den Wunsch mit, „daß die Freude am Herrn ihre Stärke bleibe und daß ihnen die Geduld nicht ausgehe, wenn der Weg vielleicht mühsam wird.“

Den feierlichen Übergabeakt ergänzten Gesänge der Schwesternchor, ein von Fräulein Räte Joel geleiteter Kinderreigen und Ansprachen des Präsidenten des Di-

refektionskomitees, des Herrn Pfarrer R. Dürrenmatt in Konolfingen, und von Herrn Pfarrer Richard vom Diaconissenhaus. Hierauf entwidelte sich im Garten und unter den mächtigen Bäumen des Parkes ein frohbewegtes Volksfestchen, bei dem die Schwestern des Heims die freundlichen Gastgeberinnen spielten. Ihre Gäste schieden mit Dankesgefühlen und mit dem Wunsche im Herzen, daß auch dieses neue Werk des Diaconissenhauses gedeihen möge zum Segen des Berner Volkes.

H. B.

leit: „Wir pfeifen auf eure Romantik und Schöntuerei, bei der wir nicht leben und sterben können!“

Auf Grund eines verstaubten Paragraphen, der den mißliebigen Unternehmern gleichsam als Schlinge um den Hals gelegt wurde, gelang es, jene zum Rückzug zu zwingen. Man gab ihnen nämlich kalt lächelnd zu verstehen: „Ihr könnt euch zwar bei uns niederlassen, eure Millionen in Fabrikalagen stecken, aber sollte sich's herausstellen, daß die Abwälzer Schaden anrichten oder daß sonstige Belästigungen eintreten, behalten wir uns vor, euch die Bewilligung zu entziehen!“

Uncle Sam bekam alsbald kalte Füße, und die Millionenträume zerstoben wie Spreu im Winde. Ha, wie da die Volksseele kochte und schäumte! Es hagelte Proteste und Beschimpfungen gegen die Bonzen am grünen Tisch, die den Rauch der Schlote und Arbeiterpfeisen so schlecht vertragen konnten. Umsomst, die satten Herren verharrent leise schmunzelnd in ihren gutverschanzten Burgen, bis der Sturm sich verzogen hatte. Sie kannten doch diese gutmütigen Raubauze! Man mußte sie nur eine Weile ruhmen lassen; binnen kurzem waren sie wieder zahm, langsam, groschenfrohm! Das allsonntägliche Huhn im Topf, die doppelten Abendschoppen und sonstigen Arabesken wurden als trügerische Lustspiegeleien durchschaut und abgetan. Überdies gab es da noch andere Zielscheiben. Zum Exempel die nun glücklich abgewimmelte Jazzband: ein Kapitel, worüber der Engelwirt vollends in feuerspeienden Zorn geraten konnte. Haha, die vigilanten Herrchen hatten ja allerhand ausgerichtet, weniger zwar zur Hebung des Fremdenverkehrs, als zur Erweckung der einheimischen Mädchenschaft! Diese Wildwestler waren keineswegs auf Skalpe, sondern auf Jungfernkränzlein erpicht, deren sie anscheinend eine erledigte Zahl davontrugen. Jetzt standen die Herren Eltern, Lehrer und Kirchenlichter verdutzt vor haarsträubenden Tatjachsen. Wahrhaftig, die überzwerchen Burschen hatten in den paar Monaten ihrer Wirksamkeit einen Busch- und Budenzauber entfaltet, der noch sehr bedenkliche Folgen zeitigen konnte.

Der Engelwirt neigte zu Übertreibungen. Allerdings hatte die Offentlichkeit von einigen sehr unerfreulichen Vorkommen Wind bekommen. Da war die Sache mit Friedl Dorn, Struppchen genannt, die vor etlichen Wochen von den Eltern als vermisst gemeldet unter höchst beschämenden Umständen durch die Polizei aus einem Gasthof der Umgegend herausgeholt und nach Hause befördert wurde, während ihr Begleiter, der lange Banjospieler, flugweise gleich das Weite suchte. Weniger glimpflich war der harmlosere Pianist davongekommen. Sein Mißgeschick mit Rita Süßkind, die ihr großmütiges Rettungswerk jäh unterbrochen sah, hatte das Hohngelächter der ganzen Stadt hervorgerufen. Im „Adler“, wo die Jazzbrüder nach Konzertschluß meist noch ihr Spielchen machten, war es geschehen. Eines Abends in sehr vorgerüster Stunde ließen die jungen Herren ihre Erfolge bei der Damenwelt laut prahlend Revue passieren, wobei Taddeoli ihnen am Ende als Hanswurst dienen mußte. Sie lachten ihn aus, er stehe völlig unter dem Pantoffel des Riesenfräuleins, die ihn zu gänzlichem Verzicht auf den Alkohol bewegen wolle. Schon habe er ihr das Versprechen gegeben, jeden Abend nur mehr ein Glas Wein zu trinken. Und um nicht wortbrüdig zu werden, lasse er sich seither sein Quantum gleich in einem Maßkrug auströpfen. Was aber gewinne er durch seine fragwürdige Enthaltsamkeit? Sei er bisher von seiner ebenso gestrengen als gewidrigen Herrin zum Dank auch nur mit einem Kuß auf die Stirn bedacht worden? Bewahre, sie sehe in ihm ja nur so eine Art Probe-Bräutigam, an dem sie ihre xantipischen Fähigkeiten entwideln, um ihm nach gelungener Unterwerfung kaltblütig den Laufpass zu geben.

Das war zu viel selbst für die Langmut eines Enrico Taddeoli. Um seinen ungebrochenen Mannesmut zu beweisen,

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

13

Neuntes Kapitel.

Obwohl der Sommer gegen Ende September noch einmal alle Register zog und eine Reihe glutvoller Tage brachte, die sogar eine dritte Heuernte ermöglichten, hatte Obstalden seinen neunmonatigen Winterschlaf schon begonnen. Der Kurbetrieb war eingestellt. Eine geringe Zahl Nachzügler zu ermäßigten Preisen lungerten, stöberten noch in der abgegrasten Natur herum und machten allerhand Anstrengungen, mit dem Geist der Landschaft auf du und du zu kommen, sei es, daß sie sich rudernd der Einsamkeit ergaben, mit Eselsgeduld Würmer ins Wasser hingen oder jenen unredlichen, gegen die guten Sitten verstoßenden Appetit erliefen, der selbst lammsfromme Wölfe zu rabiaten Saufästlern und Türkmeißlern machen kann. Der Kurverein hatte auch heuer alles getan, um die Nachsaison einigermaßen ergiebig zu gestalten. In den Zeitungen der Großstädte erschienen verlockende Ankündigungen: „Herbst in Obstalden!“, laut welchen der Sommer an Pracht und Herrlichkeit gegen jenen nur ein Waisenthabe sei und punktostarktiger Luft, Trockenheit, wunderbarer Fernsicht, Morgenstimmungen, Sonnenuntergängen usw. alles weit übertreffe, was das übrige Jahr an dergleichen erfreulichen Naturerscheinungen hervorbringe. Der Erfolg stand jedoch auch diesmal wieder in keinem Verhältnis zu den Aufwendungen. Das ohnehin heutelschwache Stadtvolk war nicht mehr auf den Sprung zu bringen. Wer die inneren und die äußeren Zusammenhänge dieses Uebelstandes richtig erfassen wollte, brauchte nur beim Engelwirt auf den Busch zu klopfen.

„Es langt halt nirgends hin, und wenn wir noch so große Sprüche machen. „Zweitausend Stunden Sonnenschein“, „Deutsches Rizza . . .“ aufgelegter Schwindel! Von der lächerlichen Rothenburgerei gar nicht zu reden. Wer kümmert sich denn heute noch um so'n paar baufällige Giebelhäuser und Staatsbaraden? Das können die Leute anderswo viel kompakter haben. Larifari! Industrie muß her! Und wenn sich die Herren Villenbesitzer und Rentenvertilger auf den Kopf stellen!“

Seit Wochen war nämlich ein zärtiger Streit entbrannt, weil eine große Industriegesellschaft mit der Absicht umging, am Rande der Stadt eine Fabrik zu errichten. In Zeitungen, Versammlungen, an Bier- und Weintischen wurde die schwerwiegende Frage eifrig erwogen. Bürgermeister, Stadtrat, Wölfe, Geschäftslute waren entschieden dafür, während die verschiedenen Exzellenzen, geheimen Räte und sonstigen Ruheständler halb aus Kommunistenfurcht, halb aus ästhetischen Gründen den Fabrikteufel so schwarz wie nur möglich an die Wand malten. Sie verkündeten Obstaldens Untergang als Kurort, wenn die luftverpestende, wasservergiftende, blickschändende Ansiedelung tatsächlich zu Stande komme. Aus war's mit der prächtigen Gegend, aus mit dem wackeren Volksschlag, die beide Gefahr ließen, verseucht und geschändet zu werden! Die größere Partei der Befürworter hingegen erklärte mit erfrischender Aufrichtig-